

Landesdenkmalamt
Baden-Württemberg,
Referat Archäologie
des Mittelalters

und
Evangelische
Kirchengemeinde
Gönningen

Kirche im Untergrund
Steine erzählen:
wie wurde, was heute ist ...

Archäologie und Baugeschichte
der evangelischen Kirche Gönningen



Dr. Margarete Walliser: „Geschichtlich gewachsene Gesamtheit“ – Rede
zur Ausstellungseröffnung

Pfr. Alexander Behrend: Predigt am Sonntag nach der Eröffnung
Reutlingen-Gönningen Juni 2002

Dr. Margarete Walliser

Rede zur Eröffnung der Ausstellung am 6.6.2002

Ich möchte Ihnen nichts über den Inhalt der Ausstellung erzählen; diesen werden Sie sich nachher selber erarbeiten.

Ich möchte ein bißchen philosophieren und zwar über den Ausdruck „geschichtlich gewachsene Gesamtheit“, der das Fazit dieser Präsentation ist.

Einen Einstieg in diese Thematik bietet uns das Denkmalschutzgesetz des Landes Baden-Württemberg.

In Paragraph 2, der die Denkmaleigenschaft regelt, heißt es in Absatz 1:

„Kulturdenkmale im Sinne dieses Gesetzes sind Sachen, Sachgesamtheiten und Teile von Sachen, an deren Erhaltung aus wissenschaftlichen, künstlerischen oder heimatgeschichtlichen Gründen ein öffentliches Interesse besteht.“

Also: wissenschaftlich – künstlerisch – heimatgeschichtlich – das sind die Kriterien, die es zu betrachten gilt.

Die Wissenschaftsanforderung an ein Denkmal läßt sich natürlich nur aus der wissenschaftlichen Arbeit und dem entsprechendem Umgang damit erklären. Und damit sind wir bei der Peter- und Paulskirche. Auch wenn es 1993 bei der Renovierung der Peter- und Paulskirche keine – in Anführungsstrichen – „richtige“ Grabung gegeben hat, sondern lediglich ein baubegeleitendes Dokumentieren, so läßt sich trotzdem und vielleicht gerade deswegen der wissenschaftliche Aspekt erklären.

Jede Epoche, jede Ära hinterläßt Abdrücke und Spuren – und dies im wörtlichen Sinne gemeint. In ihrer Summe ergeben diese Abdrücke und Spuren unterschiedliche Schichtungen, die Teil einer geschichtlichen Betrachtung sind. Diese Schichtungen sichtbar und begreiflich zu machen, ist Aufgabe der Wissenschaft. Es gibt viele historische Fachbereiche, die in unterschiedlicher Art und Weise, mit verschiedenen Fragestellungen darauf eingehen. Eine Wissenschaft beschäftigt sich aber in Tat mit wörtlich zu verstehenden Schichten, die durch diese wissenschaftliche Arbeit sichtbar gemacht werden: die Archäologie.

Natürlich geistert bei vielen noch die Vorstellung herum, den Archäologen als leicht vertrottelten Professor mit Nickelbrille zu sehen, der mit Eimer, Pinsel und Schaufelchen bewaffnet irgendwo in einem Haufen Steine und Dreck sitzt und in der Langsamkeit einer Schnecke, die aus seiner Grabung dann sein Lebenswerk werden läßt, Dinge erbuddelt, die eigentlich keiner braucht

Dem muß man ganz klar entgegen: Archäologen sind keine weltfremden Spinner und Archäologie ist kein kinderleichtes Sandkastenspiel.

In Wirklichkeit ist die Archäologie eine hochexakte, komplizierte und vor allem komplexe Art, Geschichte zu erfassen. Die Vorgehensweise der Archäologen muß – um es mal umgangssprachlich auszudrücken – auf Anhub sitzen. Ein Denkfeh-

ler, der eine Fehlentscheidung nach sich zieht – und es ist nicht mehr reparabel. Denn in der Archäologie steckt ein Widerspruch in sich. Um ein Denkmal archäologisch erfassen zu können, muß es gleichzeitig zerstört werden.

Ich erkläre es einmal so: Die gewachsenen Schichten der Historie wachsen von unten nach oben, unten ist alt – oben ist jung. Die Archäologie muß sich jedoch sozusagen von oben nach unten bewegen, um an die ältesten Schichten zu kommen. Das bedeutet aber nicht, daß zwischen der obersten und der untersten Schicht keine historischen Zeugnisse liegen., da befindet sich die geballte Ladung Geschichte.. Also bedingt die archäologische Arbeit exaktes und reflektiertes Vorgehen. Ist einmal ein Stein umgedreht, eine Schicht angekratzt ohne vorheriges dokumentieren, ist nichts mehr zu machen, dieser Teil des Denkmals ist für die exakte Arbeitsweise der Archäologie zerstört. Der erste Versuch muß also sitzen! Daher geht die Entscheidung von Seiten der amtlichen Stellen, wenn es um graben oder nicht graben geht, oft genug aufgrund des aktuellen Personal- und Finanznotstandes dahin, die archäologische Untersuchung als die zweitbeste Lösung zu betrachten und das Denkmal lieber unangetastet zu lassen.

Die Komplexität der archäologischen Vorgehensweise hat aber auch zu einer Entwicklung in der archäologischen Arbeit geführt, die nicht mehr nur die klassische Grabungsvariante vorsieht, sondern neben der Weiterentwicklung in der Grabungsmethodik und -technik auch naturwissenschaftliche Bereiche mit einbezieht. So wird mit Erdradar bzw. Geomagnetismus gearbeitet, um im Vorfeld einer eventuellen Grabung, z. B. bei überbauten Flächen innerhalb eines Ortes, den Grabungsbereich vorab abklären zu können. Das Landesdenkmalamt hat eigene Naturwissenschaftler wie z. B. Biologen oder Botaniker, die u.a. Funde wie Nahrungsmittelreste – Körner, Samen etc. - aus mittelalterlichen Latrinen, die ja gleichzeitig Abfallgruben waren, untersuchen. Weiters gibt es Spezialisten, die sich mit Knochenfunden, auch menschlicher Art befassen. Es gibt inzwischen einen Bereich der Luftbildarchäologie, da sich manche Befunde, vor allem in freier Landschaft nur durch den Blick sprich Foto von oben aus der Luft abzeichnen. Manche römische villa rustica oder manch abgegangene Kirche, um nur zwei Beispiele zu nennen, sind dadurch entdeckt worden. Am Bodensee ist eine Außenstelle des Amtes angesiedelt, die z.B Unterwasserarchäologie betreibt. Funde wie mittelalterliche Schiffe oder frühgeschichtliche, unter Wasser liegender Siedlungsbereiche sind das Ergebnis derer Arbeit. Stichwort: die Pfahlbausiedlung in Unteruhldingen, die jetzt erst nach neuesten archäologischen Erkenntnissen vergrößert worden ist – wie Sie in den letzten Tagen der Presse entnehmen konnten. Diese kurze und nicht vollständige Aufzählung macht deutlich, daß bei archäologischer Arbeit ein hohes Maß an interdisziplinärem Vorgehen wichtig ist. Das beinhaltet im Vorfeld auch die historische Forschung wie z.B. Archivarbeit über das anstehende Projekt.

Allem Vorgehen gemeinsam ist die Erfassung der Schichten, die das Ergebnis des historischen Prozesses sind mit dem gemeinsamen Ziel, eine umfassende Aussage über eine geschichtlich gewachsene Gesamtheit zu erhalten.

Nun ist es aber nicht so, daß die Geschichte einer Sache, eines Bauwerkes oder eines anderen Denkmals mit der obersten archäologischen Schicht aufhört, nach dem Motto: Deckel drauf – Geschichte aus. Der geschichtliche Prozess geht ja weiter, es findet lediglich der Übergang in eine andere Ebene statt.

Um nun ein Beispiel aus der Gönninger Kirche zu nennen: der heutige gotische Chor sitzt auf den Fundamenten eines älteren Chores auf, benützt diese gleichsam als eigenes Fundament weiter, und in den heutigen Chorwänden stecken noch mit größter Wahrscheinlichkeit Wandreste dieses älteren Chores. Das bedeutet, daß das, was archäologisch erfaßt worden ist, ein wichtiger architektonischer Impuls für die Weiterentwicklung der Gönninger Baugeschichte darstellt, sprich für das, was heute obertägig zu sehen ist. Diese Tatsache macht deutlich, daß keine Trennung stattfindet, sondern der Übergang von einem zum anderen fließend und die Verbindung von Archäologie und Baugeschichte als geschichtlich gewachsene Gesamtheit zu verstehen ist.

Diese nun für einen Bau, in diesem Fall für die Peter- und Paulskirche definierte geschichtlich gewachsene Gesamtheit steht jedoch nicht für sich alleine, sozusagen in luftleerem Raum da, ihre Entwicklung ist natürlich auch anderweitig begründet. Werfen wir noch einmal einen Blick auf das Denkmalschutzgesetz: die Denkmaleigenschaft wird festgelegt durch die Begriffe wissenschaftlich – künstlerisch – heimatgeschichtlich.

Das mit der Wissenschaft, das hatten wir ja eben. Die Kunst erübrigt sich in der Erklärung mit einem Blick durch diesen Kirchenraum – damit sind wir jetzt bei der Heimatgeschichte angekommen.

Jede Ortschaft hat eine individuelle Entwicklung. Zwar gibt es geschichtliche Vorgänge, die für viele Orte desselben siedlungsgeographischen Umfeldes gelten. Um ein Gönninger Beispiel zu nennen. Gönningen ist eine alemannische Gründung des 3. oder 4. Jahrhunderts. Belegen läßt sich dies u.a. durch die Ortsnamenendung – ington. Diese wissenschaftliche Erkenntnis kann man auch auf andere Orte übertragen. Als Beispiele möchte ich hier einige unserer Nachbarorte aufführen als da wären Genkingen, Öschingen, Pfullingen, Gomaringen und auch Reutlingen, die alle in dieser Zeit gegründet worden sind und daher diese -ington-Endung besitzen. Und diese Liste ließe sich für den alemannischen Bereich wunderbar weiterführen. Trotzdem entwickelt sich jeder Ort anders. Das hängt u.a. von seiner Lage ab, die ja auch die Voraussetzungen für die wirtschaftliche Entwicklung des jeweiligen Ortes abgibt bzw. auch wichtig ist in Bezug auf Straßen und Straßenanbindungen. Ein weiterer wichtiger Faktor sind die herrschaftlichen Fragen: wer ist die Ortsherrschaft? Wer ist der Herr der Ortsherrschaft? In welches regionale und überregionale politische Umfeld ist der Ort eingebettet? Und schließlich: erlebte der Ort Kriege, Krankheiten, Katastrophen und wie erfolgte die kommunale Aufarbeitung derselben?

Das alles und vieles mehr sind Faktoren, die zur Individualität eines Ortes führen. Und in der Betrachtung dieser heimatgeschichtlichen Entwicklung kann man wieder von einer geschichtlich gewachsenen Gesamtheit sprechen.

Für deren einzelne Schichtungen gibt es Symbole und Ausdrücke, sichtbar gemacht u.a. in spezifischen örtlichen Gepflogenheiten wie folkloristische Ausprägungen oder typische Wirtschaftsformen, die sich in vielfältiger Weise z.B. in Wappen, Trachten u.a., aber vor allem auch in Bauwerken ausdrücken. Ich möchte dies an einem typischen Gönninger Beispiel aufzeigen und das bedeutet:

wir kommen auch heute Abend nicht um den Lokschuppen herum.

Der Gönninger Samenhandel, der sich seit dem 17. Jahrhundert eindeutig als eine für den Ort typische und spezifische Wirtschaftsform entwickelt, bedarf eben mit dem Muß der Anpassung an die industrielle und verkehrstechnische Entwicklung des vorigen Jahrhunderts eines Ausbaues in seiner Handelsform. Das führt 1902 zum Bau der Eisenbahnlinie Gönningen – Reutlingen – und natürlich zurück! Hier fuhr bis in die 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts das Gönninger Bähnle, dessen Lokomotiven bezeichnenderweise „Somaschell“, genannt worden sind – den Gönningern muß ich ja darüber nichts erzählen...

Der Gönninger Sackbahnhof bedurfte jedoch zur Wartung dieser Lokomotiven einer Arbeitshalle, nämlich des Lokschuppens. Nun gäbe es diesen Lokschuppen aber nicht, hätte es den Gönninger Samenhandel nicht gegeben, der auf diese Eisenbahnlinie angewiesen war. Das heißt: der Lokschuppen ist daher als bauliches Symbol für den Gönninger Samenhandel zu betrachten, weil er durch seine Nutzung aufs engste mit dem Samenhandel verbunden ist, welcher einen ganz wichtiger Aspekt der Gönninger Heimatgeschichte darstellt.

Deswegen wurde der Lokschuppen nach Paragraph 2, Absatz 1 des Denkmalschutzgesetzes aus heimatgeschichtlichen Gründen als einfaches Kulturdenkmal eingestuft.

Nun habe ich verschiedene Gedanken – mit Blick auf das Denkmalschutzgesetz in wissenschaftlicher, künstlerischer und heimatgeschichtlicher Weise - zu geschichtlich gewachsener Gesamtheit aufgezeigt. Welcher Blick ergibt sich aber nun aufgrund dieser Überlegungen auf das Verständnis von und dem Umgang mit Geschichte?

Was ist Geschichte?

Ich glaube, jeder von uns hat sich diese Frage einmal gestellt. Da werden Jahreszahlen produziert und vorgelegt. Wer erinnert sich nicht an seine Schulzeit, in der man Sprüche lernte wie „333 – Issuskeilerei“. Das hatte in der Tat mehr mit Jahreszahlen pauken zu tun als mit Inhalten geschweige denn mit Schicksalen. Wer dachte bei der „Issuskeilerei“ an einen fürchterlichen Krieg mit all seinen Facetten menschlichen Leidens? Geschichte erfuhrt man und erfährt man noch immer als großen abstrakten Überbau sozusagen als Datenübertragung. Hier muß man auch als Stichwort – ohne jegliche Vertiefung des Themas an dieser Stelle – die modernen Medien ansprechen, die sicherlich unser Verständnis von Geschichte entscheidend geändert und noch mehr in Richtung Abstraktion geschoben haben. Denken Sie nur an den 11. September und das dadurch ausgelöste weltweite Medienspektakel!

Und in der Tat: Geschichte ist abstrakt in dem, was sie aufzeigt. Sie kennt keinen Konjunktiv, keine Möglichkeitsform, sie besitzt ausschließlich den Indikativ der Bestandsaufnahme. Ihre Aufgabe ist das, was tatsächlich gewesen ist, aufzuzeigen – und zwar rein faktisch. Daher kennt sie keine Wertung gegenüber dem, was sie bezeichnet.

Aber wir sind nicht wertefrei, was Geschichte anbelangt, weil wir sie mit Leben erfüllen.

Wir sind der Motor der Geschichte.

Unser Tun, unser Handeln, unsere Aktionen und Reaktionen – sie sind die Grundlagen der geschichtlichen Entwicklung. Wir sind es auch, welche die lapidaren Fakten mit Inhalten und Bildern versehen. Und weil wir nicht wertefrei sind und auch nicht sein können, stellen wir diese Fakten auch immer wieder in Frage: „Was wäre gewesen, wenn...?“ „Hat es so kommen müssen...?“ „Hätte man nicht...“ „Wer hat sich diese Sätze nicht schon mindestens einmal gefragt? Wir spielen – oft genug in fataler Weise – mit den Möglichkeiten, die dieses Hinterfragen bietet. Wir fühlen uns manchmal als Korrektiv und Regulativ von Geschichte.

Gerade die romantische Verklärung des Mittelalters im 19. Jahrhundert, anscheinend vorhandene Wertvorstellungen einer angeblich stabil funktionierenden mittelalterlichen Gesellschaft aufzunehmen und als Neuorientierung, gleichsam korrigierend für die sich im 19. Jahrhundert industrialisierende Gesellschaft umzusetzen, macht dies deutlich.

Besonders in der Architektur des 19. Jahrhunderts tobt sich diese Überzeugung aus. Abgesehen von Industriebauten, die sogar mittelalterliche Bauelemente erhalten (Beispiel: ehemalige Textilfabrik Gminder, heutiger Bosch in Reutlingen), gibt es ein reichliches Zurückgreifen in der kirchlichen und bürgerlichen Architektur auf vor allem romanische oder gotische Stilelemente. Denken Sie an Bauwerke wie den Hohenzollern oder die Königsschlösser bei Füssen. Ein als mittelalterliche Ritterburg wirkendes Bauwerk – und bewußt als solches geplant – wie der Lichtenstein im Echaztal, veranlaßt durch die Erzählung der Romantiker Wilhelm Hauff und in den Jahren 1840 – 42 erbaut, wäre ohne diesen gedanklichen Unterbau nicht möglich gewesen.

Auch der Umbau der Gönninger Kirche im 19. Jahrhundert, bei dem das Langhaus in sog. neugotischem Stil neu errichtet worden ist, ist ein Ergebnis dieser Geschichtsinterpretation.

Den Versuch eines Zeitsprunges zu machen, zurückzuholen, was man sich gerne bewahrt hätte, hätte man es bereits gehabt, der Traum von der Umkehrbarkeit der Zeit und damit des geschichtlichen Prozesses – dieser Wunsch ist in seiner Unerfüllbarkeit immer wieder unserer Begehrlichkeit unterworfen..

Und genau deshalb sind es unsere Wahrnehmungen, Gefühle, Wünsche, Absichten, Überlegungen, die unsere Handlungsweise bestimmen, oft genug uns selber nicht vor Augen führend, daß wir für das, was wir tun, die Verantwortung zu tragen haben und daß, wenn es geschehen ist, es nicht mehr rückgängig gemacht werden kann. Was wir heute tun, ist morgen Geschichte von gestern.

Und oft genug sind es eben dann Steine, die erzählen, wie wurde, was heute ist. In diesem Sinne muß man auf geschichtliche Entwicklungen blicken, in diesem Sinne muß man den Zeugnissen dieser Prozesse, seien es Bauwerke, Bücher, Urkunden, Bilder usw. usw. begegnen. Man muß dem Rechnung tragen, daß wir in diesem Sinne, was Geschichte anbelangt, einer Einmaligkeit gegenüberstehen. Daher ist es wichtig und unabdingbar, daß wir die geschichtlich gewachsenen Gesamtheiten, so unterschiedlich sie sind und doch in Abhängigkeit zueinander stehend, bewußt erkennen und mit ihnen und ihren Zeugnissen in jedweder Form würdigend umgehen.

Beispielhaft dafür steht in unserer Ausstellung die Peter- und Paulskirche, natürlich durch ihr hohes Alter und alle Bereiche örtlichen Lebens betreffend als Symbol für Gönninger Geschichte jedermann verständlich. Aber wir dürfen nicht übersehen, daß jede Facette, jede Nuance geschichtlicher Entwicklung dazu beiträgt, eine geschichtlich gewachsene Gesamtheit zu formen.

Ich hoffe, ich habe Sie ein wenig nachdenklich gestimmt und gleichzeitig in hohem Maße neugierig auf die Ausstellung gemacht. Ich wünsche Ihnen in diesem Sinne einen interessanten Abend und bedanke mich herzlich für Ihre Aufmerksamkeit!

Pfr. Alexander Behrend: Predigt vom 9.6.2002

Liebe Gemeinde,
fünf große Schautafeln,
farbiges Klebeband auf dem Boden, das den Verlauf Jahrhunderte alter Mauern
kennzeichnet:
unsere Ausstellung hier über die Geschichte unserer Gönninger Kirche
findet sicherlich auch Ihr Interesse.
Der eine vertieft sich einmal in einer ruhiger Stunde in die Ausführungen und Bilder;
der andere mag sich mit einem groben Überblick begnügen.
Ich wünsche Ihnen,
daß Ihnen beim Betrachten unserer Ausstellung der Geruch der Jahrhunderte in die
Nase steigt,
daß sie es spüren, wie hier, in einem solchen Gotteshaus Glaube zu Stein wird,
zu lebendigem Stein,
der erzählen kann,
wenn man genauer hinhört,
der einem Mut geben kann für die Zukunft,
weil man sich in eine lange Geschichte des Glaubens gestellt sieht.
Lebendiger Stein,
der einen vielleicht auch ein bißchen demütig machen kann in einer Zeit,
die so tut, als ob mit ihr erst die Geschichte beginnt.
Lebendiger Stein,
der auch etwas vom Frieden erzählen kann, den Menschen hier gefunden haben –
und Trost und Dankbarkeit –
und manche sogar ihren letzten, endgültigen Frieden.
Lebendiger Stein,
der von der Heimat erzählt, die Menschen hier mit ihrem Glauben gefunden haben
Von Bauwerk und Friede und Heimat erzählen unsere Bibelverse aus dem Epheser-Brief, Kapitel 2, die ich für heute Morgen herausgesucht habe;
da heißt es:
„Jesus Christus ist gekommen und hat im Evangelium Frieden verkündigt euch, die
ihr fern wart,
und Frieden denen, die nahe waren.
Denn durch ihn haben wir alle beide in einem Geist den Zugang zum Vater.
So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge,
sondern Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen,
erbaut auf den Grund der Apostel und Propheten,
da Jesus Christus der Eckstein ist,
auf welchem der ganze Bau ineinandergefügt wächst zu einem heiligen Tempel in

dem Herrn.

Durch ihn werdet auch ihr miterbaut zu einer Wohnung Gottes im Geist.“

Liebe Gemeinde!

Das ist Friede:

Eingeladen zu sein in Gottes Haus,

in seine Wohnung,

an seinen Tisch,

so wie wir das in der Kirche,

im Gottesdienst,

im Abendmahl feiern und durchspielen und vorwegnehmen und jetzt schon ausprobieren.

Frieden, Freiheit, Freimut, aufrechten Hauptes, befreit aufatmend –

das ist etwas ganz Zentrales am christlichen Glauben,

aus dieser Erfahrung heraus zu glauben:

Gott macht mich nicht klein,

will keine Duckmäuser,

hält nicht den Daumen drauf, –

sondern er befreit uns,

gibt neuen Atem

und ein grades Rückgrat!

Wie gut das tut,

von diesem Jesus zu spüren,

daß Gott einem gut ist!

Man schaue sich nur an,

wie Jesus in Gottes Name mit Menschen umging,

wie er Menschen aufgerichtet hat,

wie Menschen auf die Beine kamen, wenn sie ihm begegneten,

wie die Liebe aus seinen Augen redeten – und alle verstanden diese Sprache.

Und wie all das nicht tot zu kriegen war durch die,

die das nicht aushielten,

daß Gott so freigebig und gnädig und großzügig ist;

wie das, oder besser: der nicht tot zu kriegen war,

sondern durch seinen Tod und die Auferweckung, die Gott dagegen setzte,

wie dadurch die Kraft der Liebe und die Nähe Gottes erst recht Kreise zu ziehen begannen.

Liebe Gemeinde,

diese Liebe, die Kraft der Liebe Gottes, in Stein gefaßt –

das ist solch eine Kirche wie unsere hier.

Margarete Walliser hat all das, was man aus den Grabungen 1993 ablesen konnte, erforscht,

zusammen gestellt,

es in eine schlüssige Reihenfolge gebracht

und so den geschichtlichen Entstehungsprozeß unserer Kirche aufgezeigt.

Wir können uns ein einigermaßen sicheres Bild von dem machen, was da ge-

schichtlich passiert ist,
hier an diesem Ort.
Aber all das fußt auf einem Ereignis, das sich der Geschichtswissenschaft und
Archäologie entzieht:
der Auferstehung Jesu,
dem Friedensschluß Gottes.
Das alles hier entstand, weil Jesus, sein Kreuz und seine Auferstehung, Glaube
gefunden hat,
weil die Liebe Gottes Menschen auf die Beine brachte,
sie Heimat bei Gott finden ließ,
sie dazu brachte, diese Heimat in Stein zu fassen,
dieser Heimat ein Haus zu bauen,
wo man gemeinsam wohnt.
Dieses Haus fußt nicht auf steinernen Fundamenten,
es ruht auf dem Unfaßbaren,
daß Gott nahe kommt,
daß er Menschen zum Frieden bringt
und heil macht.
Ihrer Heimat bei Gott haben Menschen zu allen Zeiten Häuser gebaut;
sie haben darin sich selbst und dem, an den sie glauben, eine Gestalt gegeben.
Christus der Eckstein, so hören wir es im Epheser-Brief;
Ihr, die Christinnen und Christen, ein heiliger Tempel, eine Wohnung Gottes –
Ihr miteinander,
besonders da, wo Ihr beieinander seid!
Das, was da über die Gemeinde gesagt wird,
daß die, die mit Jesus Christus leben, daß die Gottes Wohnung und ein Tempel
sind –
das kommt nicht nur in dem zum Zuge, was diese Leute glauben und dann aus
diesem Glauben heraus Gutes tun;
es wird nicht nur dadurch sichtbar, was diese Leute dann miteinander an Gutem
und Hilfreichem auf die Beine bekommen;
das kommt auch in dem zum Zuge, was für Häuser sie bauen und wie sie mit und
in diesen Häusern leben.
Was den Gönningern über 20, 25 Generationen hinweg wichtig war an ihrem
Glauben,
das wird hier zu Stein,
zu lebendigem Stein, der erzählen kann.
Generationen von Menschen haben an diesem Haus hier mitgebaut:
Sie haben ein Haus geschaffen,
das groß ist,
– oft zu groß,
so daß „man höret immer deine Klage,
daß nicht dein Haus will werden voll“:
der Vers ist 300 Jahre alt ...

Doch unsere große Kirche ist vielleicht auch ein Denk-Mal dafür,
daß immer noch mehr dazugehören, als da sind,
und daß wir immer vor der Herausforderung stehen als christliche Gemeinde,
anderen den Glaube nahezubringen,
hinaus zu gehen aus den vier Wänden,
damit andere herein finden
und Heimat finden bei Gott,
und hier zu Hause sind bei Gott.

Generationen von Menschen haben an diesem Haus hier mitgebaut:

Sie haben ein Haus geschaffen,
das feste und gute Fundamente braucht;
die Lage ist nicht besonders günstig, statisch gesehen, hier auf dem abfallenden
Gelände im alten Stadtkern.

Das war wohl auch ein Grund, warum im 19. Jahrhundert die Kirche nach Süden
rücken sollte, weg vom Hang –

Sie können das auf dem klassizistischen Entwurf Johann Georg Rupps hier beob-
achten.

Das Haus braucht ein gutes Fundament,
feste Mauern.

So wie unser Glaube eine feste Grundlage braucht;

Glaube ruht nicht in sich selbst,

Glaube muß getragen werden,

gehalten, erhalten werden – durch Gott selbst:

Ihr werdet „miterbaut zu einer Wohnung Gottes im Geist.“

Gott selbst hält euch,

er gibt euch den Boden unter die Füße,

auf dem Ihr stehen und gehen könnt.

In diesem Haus spüre ich, daß mein Glaube nicht in sich selbst ruhen,

nicht aus sich selbst die Kraft gewinnen muß,

sondern von außen getragen wird:

wenn ich hier Gott begegnen darf,

mit ihm rede und er mit mir,

wenn ich den Glauben der anderen erfahren darf,

wenn ich gemeinsam mit Ihnen mich an Gottes Tisch einladen lasse.

Glaube muß nicht auf sich selbst bauen –

so wie diese Kirche ein gutes Fundament hat, das sie trägt –
trotz der nicht besonders günstigen Lage.

Generationen von Menschen haben an diesem Haus hier mitgebaut:

Sie haben ein Haus geschaffen,

das unsere Blicke lenkt –

das unsere Blicke in einer Zeit noch lenkt,

in der unendlich vieles uns ab-lenkt.

Bilder und Stimmen,

Geschwätz und Unfug buhlen um uns –
wenn ich hier bin,

dann blicke ich irgendwann in die richtige Richtung:
nach vorn und nach oben:

nach vorn, dorthin, wo der Gekreuzigte uns vor Augen geführt wird,
der Gekreuzigte, der für uns auferstand und mit uns lebt,
nach oben, wo Gott wohnt.

Wenn hier unsere Blicke nach oben geführt werden,
dann ist das etwas anderes, als wenn uns das in unseren Städten passiert:
wenn wir vor einem imposanten Hochhaus der Konzerne und Banken stehen –
wo wir der Menschen Macht und die Macht des Geldes anbeten;
wenn dort unser Blick nach oben geht, beten wir letztlich wieder nur uns selbst an;
hier, in unserer Kirche geht der Blick von uns weg –
hin zu Gott, der dort oben ist und hier am Kreuz, in diesem leidenden und sterbenden Menschen.

Der Mensch ist eben nicht nur dort Mensch, wo er viele Steine zu imposanter Höhe auftürmt,

nicht nur dort Mensch, wo er sich selbst himmelwärts erhebt;
er ist auch da Mensch, wo er nichts mehr bringt,

keinen gestählten Oberkörper hat wie ein Jancker oder Rinaldo.

Er ist auch da noch Mensch, wo er nach mancher Leute Meinung eigentlich aussortiert gehört, weil er gebrechlich, krank, behindert ist.

Wie gut es ist, daß uns ein Haus wie dieses immer wieder die Blickrichtung korrigiert,

daß es unsere menschliche Sichtweise korrigiert –
und uns vor Augen führt, was wir alle Gott bedeuten.

Liebe Gemeinde!

Generationen von Menschen haben an diesem Haus hier mitgebaut
und sie haben hier ihrem Glauben ein Zuhause, eine Heimat gegeben.

Wo man eine Heimat hat und zu Hause ist,
geht es schlicht und einfach zu.

Da ist alles eindeutig,
man kennt sich aus,
man ist daheim.

Solches christliches Heimatgefühl atmen unsere Bibel-Verse;
da schreibt einer, der seine Heimat gefunden hat:

bei Gott, im Himmel und ganz irdisch:

im Gottesdienst, in der Christen-Gemeinde, in der Kirche.

Und er möchte uns sein Lebensgefühl vermitteln,
wenn er uns sagt:

„Du bist nicht mehr Gast und Fremdling,
sondern Mitbürger und Gottes Hausgenosse“.

Diese Einladung Gottes, seine Hausgenossen zu sein, bei ihm Heimat zu haben, diese Einladung kommt nicht mit den vielen Wenn und Abers daher, wie wir das oft erfahren:

aber dann solltest du noch Deutscher sein, um hier akzeptiert zu werden ...

aber dann solltest du noch attraktiv sein, um anzukommen ...

aber dann solltest du noch fromm, aber auch nicht *zu* fromm sein ...

Gottes Arme sind weit und offen

und messen uns nicht,

sondern laden uns ein und geben uns Heimat,

wie dem Verlorenen Sohn, als er heimkehrt zum Vater –

und die Fete so richtig los geht.

Liebe Gemeinde,

„nicht mehr Gäste und Fremdlinge,

sondern Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen“.

Unser Gotteshaus hier lädt uns ein, das zu spüren:

daß wir zu Hause sein dürfen bei Gott,

daß wir es uns bei ihm gut gehen lassen dürfen,

weil er uns Frieden schenkt:

Er beurteilt uns nicht,

er fordert heute Morgen nichts,

er steht uns bei, wenn wir Einsatz bringen für ihn und seine Menschen.

Bei Gott zu Hause sein im Gotteshaus.

Amen.

Herausgeber:
Ev. Kirchengemeinde Gönningen
Pfarrer Alexander Behrend
Torstr. 20
72770 Reutlingen
Fon (07072) 2365
Fax (07072) 60877
E-Mail EKGGoenningen@gmx.de
www.EKGGoenningen.de
Im Eigendruck.